

# Der Gemeindegewerkschafter

Zeitschrift für die Interessen der Handwerker, Arbeiter und Bediensteten in den Gemeinde-Kreis- und Provinzial-Betrieben  
Organ des Zentralverbandes der Gemeindegewerkschafter und Straßenbahner Deutschlands  
:: Mitglied des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften ::

Erscheint alle 14 Tage. Für Mitglieder gratis.  
Durch die Post bezogen vierteljährl. 1.50 Mk.

Redaktionschluß Montags  
Mittags vor Erscheinen d. Blattes.

Fernsprecher A 8538.  
Anzeigenpreis für die viergespaltene Petit-  
zeile 20 Pfg. Anzeigen d. Ortsgruppen 10 Pfg.

No. 24

Cöln, den 18. November 1916.

IV. Jahrgang.

## Kriegsteuerzulagen.

Schluß.

Doch keine Regel ohne Ausnahme. Eine Ausnahme machen die Kleinstädte, wo meistens nur einfache Lohnzulagen bewilligt wurden. Zum Teil ist aber auch dort schon eine Kinderzulage von 10 Pfg. pro Arbeitstag vorgeesehen. Aus kleinstädtischen Verhältnissen heraus, wo sich die Arbeiter noch vielfach einen Teil der Lebensmittel selbst auf dem Felde ziehen können, ist dieses erklärlich. Nicht so leicht erklärlich ist aber die Stellung einzelner Großstädte, die von der sich herausgebildeten Regel, der Abstufung der Zulagen nach dem Familienstande, abgewichen sind. So Düsseldorf und Duisburg. In letzterer Stadt fand eine Erhöhung der Stundenlöhne um 1 bis 5 Pfg. statt. Jedoch läßt die Art der Verteilung keinen Schluß auf eine bestimmte Absicht bei der Verteilung erkennen. Anscheinend hat hier die Göttin Fortuna ziemlich wahllos ihre Gaben ausgeteilt. In Düsseldorf schwankt die Zulage zwischen 5 und 20 Prozent des Lohnes. Da die Gewährung der Zulagen den einzelnen Betriebsleitern überlassen wurde, kann ebenfalls von einheitlichen Gesichtspunkten keine Rede sein. Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerk gewährt durchweg 20 Prozent, die Straßenbahn, für die vierzehntägige Lohnperiode, zwei Tagelohnleistungen, gleich 14 Prozent. Nur Fuhrpark und Tiefbau staffelten die Zulagen in etwa fünf Prozent für Ledige, acht Prozent bei einem Kind und 10 Prozent bei dem Vorhandensein von mehr wie einem Kinde. Auffallend ist, daß die sogenannten Ueberschußbetriebe fast durchweg das Doppelte gewährten, wie diejenigen, die mehr oder weniger erhebliche Zuschüsse aus der Stadtkasse brauchen. Das Stadtverordnetenkollegium ist sich dieser Unterschiede auch bewußt gewesen bei der Beschlußfassung und begründet ihn mit dem Hinweis auf die weniger leistungsfähigen Arbeiter, die in der Regel in den Zuschußbetrieben beschäftigt wären. Schon in Friedenszeiten hatten verschiedene Betriebe, wie der Fuhrpark, einen sehr starken Arbeiterwechsel zu verzeichnen infolge der ungenügenden Löhne. In manchen Jahren betrug der Wechsel dort über 30 Prozent des Bestandes, so daß, im Durchschnitt gerechnet, in drei Jahren das gesamte Personal gewechselt hatte. Der Betrieb konnte tüchtige, erfahrene Arbeiter nicht an sich fesseln, im Gegensatz zu anderen Städten wie Köln, wo auch diese Betriebe über einen seßhaften, erfahrenen Arbeiterstamm verfügen. Unseres Erachtens ist die Abweichung in diesen Städten nur daraus zu erklären, daß die Mehrheit im Rathhause in erster Linie als die Vertreterin der großindustriellen Kreise angespro-

chen werden kann, die, wie bereits ausgeführt, Gegner der Anpassung des Lohnes an die Bedürftigkeit sind. Auch die Erfahrungen des Krieges haben sie, wie Figura zeigt, nicht dazu bewegen können, wenigstens dort einen Versuch mit dem Familienlohn zu machen, wo offenbar die Möglichkeit hierfür gegeben ist, wie sie sich auch in anderen sozialen Fragen, z. B. hinsichtlich der Tarifverträge, ablehnend verhält.

Es erübrigt sich nun nur noch, zu untersuchen, wie die Abstufung des Lohnes vom Standpunkte des Arbeiters und Angestellten, der auf eine möglichst vorteilhafte Verwendung seiner Arbeitskraft bedacht ist, beurteilt werden muß. Weiter; inwieweit die Abstufung an sich als berechtigt anzusehen ist. Der auch von den Gewerkschaften in mancher Beziehung, z. B. hinsichtlich der Frauenarbeit, vertretene Grundsatz, „gleiche Leistung, gleicher Lohn“, läßt sich wohl mit der Lohnabstufung je nach den Familienverhältnissen vereinbaren. Nur muß der Begriff „Leistung“ etwas weiter gefaßt werden. Ohne Zweifel sind die Sorgen und Mühen für den Unterhalt einer großen Familie einer Gegenleistung wert. Am gerechtesten wäre, wenn diese Gegenleistung, die doch in erster Linie der Gesamtheit zugute kommt, auch von dieser, nicht vom Arbeitgeber, in irgend einer Form gegeben würde. Bei den gewaltigen Aufgaben, die unsere Nation für die Zeit nach dem Kriege zu erfüllen haben und der ohne Zweifel sehr starken steuerlichen Belastung, wird aber wohl schwerlich mit der baldigen Einführung einer derartigen Einrichtung zu rechnen sein. Eine Belastung der Gesamtheit findet aber schon bei der Gewährung von Familienzulagen an staatliche und städtische Angestellte und Arbeiter insoweit statt, als die Kosten entweder in Form von geringen Ueberschüssen oder erhöhten Zuschüssen, der Gesamtheit der Steuerpflichtigen des Staates, oder der Gemeinde auferlegt werden. Da die technische Durchführung der Lohnabstufung in diesen genannten Betrieben möglich ist, wird bei der Dringlichkeit der Lösung des Bevölkerungsproblems ohne Zweifel mit der teilweisen Beibehaltung auch nach dem Kriege zu rechnen sein.

Selbstverständlich liegen hier auf der Arbeitersseite erhebliche Bedenken vor. Der tüchtige, strebsame, aber Ledige fühlte sich zurückgesetzt, was sein Streben nach Leistungsfähigkeit und Vorwärtkommen hemmen könnte. Der Gefahr könnte durch die Möglichkeit in höhere Klassen und Stufen aufzurücken, begegnet werden. Wichtiger für uns ist aber, ob die Zulagen nicht die eigentlichen Löhne ungünstig beeinflussen.

Die bisher gemachten Erfahrungen mit den sogenannten Wohlfahrtseinrichtungen lassen diese Befürchtungen nicht so

ohne weiteres von der Hand weisen. Des öfteren wurde bisher die Erhöhung der Löhne mit dem Hinweis auf die sonstigen Vergünstigungen, wie Urlaub, Kinderzulagen, Alters- und Hinterbliebenenversorgung usw. abgelehnt. Eine genaue Zusammenstellung der zu diesen Zwecken aufgewendeten Summen ergab dann aber das überraschende Resultat, daß auf den Kopf des Angestellten oder Arbeiters einer rheinischen Großstadt pro Jahr nur 90,06 Mark entfielen, oder 30 Pfg. pro Tag. Die Durchschnittslöhne waren aber bei der Stadt um über 55 Pfg. pro Tag niedriger, wie sie in den Tarifverträgen für die gleichartigen Arbeiter der Privatindustrie vereinbart waren. Demnach machte die Stadt noch ein gutes Geschäft mit den Wohlfahrtseinrichtungen, vom rein finanziellen Standpunkte aus betrachtet. Es wird daher zunächst abzuwarten sein, ob das durch den Krieg geschärfte soziale Verantwortlichkeitsbewußtsein der Verwaltungen auch über diese Zeit hinaus auf die Dauer anhält. Es wäre aber andererseits verkehrt, diese ohne Zweifel vorliegende Gefahr nun zu überschätzen. Zunächst wird sich durch die Kinderzulagen das Einkommen der Kollegen mit 3 und mehr Kindern ohne Zweifel erheblich bessern. Sie sind, wie uns die tägliche Erfahrung lehrt, unbedingte Befürworter der Beibehaltung der Zulagen. Den Kollegen mit 1 und 2 Kindern wird es ziemlich gleichgültig sein, da sich ihr Einkommen nach dem alten, oder neuen Lohnsystem gleich stellen wird. Vorausgesetzt natürlich, daß es gelingen wird, bei Fortfall der Zulagen, den eigentlichen Lohn um diesen Betrag zu erhöhen. Widerstand und Befürchtungen sind nur bei den Ledigen und Verheirateten ohne Kinder zu finden. Doch auch diese dürfen keine Gespenster sehen. Wenn eine Verwaltung in Rücksicht auf das Bevölkerungsproblem Familienzulagen gewähren will, kann sie den eigentlichen Lohn auch für diese nicht wesentlich unter dem ortsüblichen Durchschnitt halten, oder gar die Familienzulagen auf deren Kosten gewähren. Die Ledigen von heute sind in der Regel die Ernährer einer zahlreichen Familie von zehn Jahren später. Wollte sich eine Verwaltung von diesen Gedanken leiten lassen, wäre die Gewährung einer Familienzulage nichts weiter, als ein Loch zu reißen, um das andere zu stopfen. Wo richtiges soziales Verständnis vorhanden, welches an dem bisherigen Verhalten der Verwaltungen zu erkennen ist, werden wir, auch vom gewerkschaftlichen Standpunkte betrachtet, der Beibehaltung der Zulagen vorbehaltlos zustimmen können, wo dieses fehlt, ist es besser zunächst einmal für eine geordnete allgemeine Lohnregelung einzutreten.

Die Stellung des Verbandes ist daher dahin zu präzisieren. Eine grundsätzliche Stellungnahme zu dieser Frage ist heute nicht möglich. Wo dieses Problem an uns herantritt, haben wir von Fall zu Fall, unter Berücksichtigung der jeweiligen örtlichen Verhältnisse zu entscheiden.

Hoffen wir aber, daß die Verwaltungen uns die Entscheidung nicht allzu schwer machen. An Kleinliche Bedenken kann und wird eine Reform, die volkswirtschaftlich von der allergrößten Bedeutung ist, nicht scheitern dürfen. Getreu unserem gewerkschaftlichen Grundsatz: Einer für Alle und Alle für Einen, wird es uns schon gelingen, auch die innerhalb der Kollegenschaft vorhandenen gegensätzlichen Auffassungen auszugleichen.

## Des deutschen Arbeiters Sirgeswille.

2.

### Vom deutschen Friedenswillen.

Deutschland wollte den Frieden. Ehrlich und aufrichtig, wie wir jetzt im Kriege nach einem vernünftigen Frieden streben, hat unser Volk in seiner bei weitem überwiegenden

Mehrheit auch vor dem Weltkriege seine friedliche Gesinnung immer wieder bekundet. Die lange gesegnete Friedenszeit nach dem deutsch-französischen Kriege ist unzweifelhaft eine Frucht dieser Friedensgesinnung des deutschen Volkes. Deutschland ist mindestens den Gelegenheiten zum Kriege eher ausgewichen, als daß es sie gesucht hätte. Der beste Beweis dafür liegt in dem in Frankreich seit langem gebräuchlichen häßlichen Worte, daß Wilhelm der Zweite fürchtam sei. So wurde die Friedensliebe des Kaisers verhöhnt.

Wir Deutsche haben allen Anlaß, aus der ganzen Eigenart unserer Geschichte und unserer Stellung inmitten der Völker heraus der friedlichen Entwicklung vor dem Austrag von Differenzen und Schwierigkeiten durch Macht und Gewalt den Vorzug zu geben. Seit dem 13. Jahrhundert etwa ist unser Land der Schauplatz so vieler Kriege und Kämpfe gewesen, daß wir erst im letzten Menschenalter dazu gekommen sind, uns wieder auf uns selbst und unsere Rolle in der Welt zu besinnen. Wir wurden zerdrückt unter der immer wieder aufflammenden Kriegslust aller möglichen Nachbarn von nah und fern. Wir verloren den Glauben an uns selber und boten das Bild innerer Zerissenheit und unglaublich zersplitterter Kleinstaaterei. Das deutsche Verhalten zum Ausland artete mehr und mehr zu unwürdigster Bedientenhaftigkeit aus.

Die Folgen dieser Entwicklung haben sich nicht nur in unserem wirtschaftlichen und politischen Leben, sondern auch in unserem geistigen Leben in mannigfachster Weise ausgeprägt. Heute noch erinnert die beschämende Art des Deutschen nur das zu schätzen, was „weit her kommt“ daran, wie sehr uns unter dem Tritt der blutigen Weltkugeln, die sich auf deutschem Boden abspielten, die Selbstachtung abhanden gekommen war. Diese unsere geistige Eigenart hat ihre schlimmsten Blüten im 18. Jahrhundert getrieben, als die Anpassung an Fremdes bei Hoch und Nieder unausgesetztes Streben war. Es war das die Ausartung der dem Deutschen eingeborenen Notwendigkeit, in seinem kulturellen Streben alles wertvoll Erscheinende in sich aufzunehmen. Tatsächlich ist keine Kultur so sehr von den Anschauungen und Errungenschaften anderer Völker durchsetzt, wie die deutsche. Unsere größten Dichter sind in dieser Anpassung soweit gegangen, daß man sie im fürchterlichen Loben dieses Weltkrieges kaum zitieren kann. Heute muß uns das damalige deutsche „Volk der Dichter und Denker“ in der feindlichen Presse als Vorbild herhalten, weil bei dem mangelnden Nationalstolz der Deutschen die anderen leicht die Welt aufteilen und regieren konnten.

Eine solche Veranlagung ist ohne weiteres auf den Frieden gestimmt. Da bedarf es schon gewaltsamster Einwirkungen, um den Deutschen aufzuwecken. Wären wir anderer Gesinnung gewesen, hätten uns, wie unsere Feinde es lägerisch dartun wollen, Eroberungslust und kriegerischer Drang in diesen Krieg hineingetrieben, dann würden wir wenigstens, wie das bei unseren Feinden der Fall ist, bei Ausbruch des Krieges bestimmte Friedensziele vor uns gesehen haben. Demgegenüber besagt die Tatsache, daß wir uns bis heute noch in einem ebenso unseligen wie unnötigen Kampfe um Kriegsziele im Inneren des Landes viel zu sehr aufreiben, daß uns der Krieg in jeder Beziehung als Volk überrascht hat.

Gewiß hat uns seit der Zeit, in der Deutschland als Staat und Volk darniederlag, ein großes Geschick wie mit gewaltiger Faust geschüttelt. Wir haben den Kampf um unsere nationale Einigung geführt und unter der überragenden Leitung eines Bismarck das Deutsche Reich geschaffen. Im Laufe der langen Jahrzehnte, während welcher sich diese Entwicklung vollzog, stieg auch die Selbstachtung wieder. Wir gewannen an nationalem Hochgefühl und völkischer Span-

kraft. Immer aber lastete die Sorge auf uns, daß mit den Fortschritten nach außen die Entwicklung im Innern schließlich nicht standhalten würde. Mit der ganzen uns eigenen Schwerblütigkeit faßten wir die Mission auf, die uns die Vorsehung als Volk übertragen zu haben schien: der Menschheit zu kulturellem Aufstieg zu verhelfen. Und noch in dem Augenblick, wo wir uns eine Verfassung des Volkslebens nach eigenen Bedürfnissen gaben, schielten wir schon wieder hinüber nach Westen, nach Frankreich, und namentlich nach England, um nur ja nicht hinter deren vermeintlichen verfassungspolitischen Errungenschaften zurückzubleiben. Ein sozialdemokratischer Arbeiterführer hat es zu Beginn des Weltkrieges in überschaumendem Ingrimme gesagt: durch die ägende Kritik, die wir sozusagen mit einer gewissen Triebhaftigkeit an uns selber übten, „wurde der bezahlten ausländischen Sekzesse die Verleumdungsarbeit erleichtert. So mußte die schlechte Meinung der Welt von den Zuständen unseres Landes erhalten, verschlimmert werden. So konnte sich in den Köpfen ausländischer Genossen der scheußliche Wahn festsetzen, der Sieg des Sozialismus und seiner Verbündeten über Deutschland sei nicht nur ein Segen für sie, sondern vor allem für uns“.

Selbstfalls ist nicht zu leugnen, daß wir nach Erringung der nationalen Einheit vor allem den Blick auf die Innenarbeit im neuen Gebäude des Deutschen Reiches gerichtet haben. Darin lag der tiefste Grund für das uns alle beherrschende Friedensbedürfnis. Denn nur der Friede, das war unsere Ueberzeugung, konnte die Kulturarbeit ermöglichen, zu der wir uns bestimmt glaubten. Kein Volk denkt so hoch über seinen geschichtlichen Beruf, wie das deutsche. Was ist bei uns allein gedacht und gearbeitet worden, um den Staatsbegriff im Denken des Volkes so hoch zu stellen, wie er nach unserer Ueberzeugung stehen muß! Deutschland hat der Welt den neuzeitlichen sozialen Staat im besten Sinne des Wortes geschenkt. Hier befand sich der Staat zuerst, auch in der Praxis, auf seine sozialpolitischen Pflichten. Aus den großartigen Kundgebungen, die den neuen Abschnitten der deutschen Sozialpolitik jeweils vorausgeschickt wurden, atmet immer wieder ein Friedensbedürfnis, das über die Stellung Deutschlands in der Welt keinen Zweifel lassen kann. Christentum und Humanität stehen hier an der Spitze, nicht in blendender romanischer Wortspielerei, sondern in deutscher Bedächtigkeit, bei der die Tat der Erkenntnis auf dem Fuße folgt.

Zum Frieden stimmte uns auch die neue Art, die wir Deutsche in das soziale und volkswirtschaftliche Leben hineinbrachten. Unsere Eigenart ist die Verbindung von Wissenschaft und Technik in einem Maße, wie sie sonst nirgendwo zu beobachten ist. Der Deutsche mag in der Fortschrittlichkeit einen noch so hohen Grad erklimmen, immer schaut er zu, daß sein Streben sich mit der Wissenschaft in Einklang hält. Der gelehrte und technische Bahnbrecher genießt bei uns ein Ansehen, wie nirgendwo. Daraus spricht die tiefe deutsche Auffassung vom Berufsleben. Bei uns macht sich der Arbeitgeber über sein Tun und Lassen genau so seine Gedanken, wie der Arbeiter. Wir wollen nicht aufgehen in dem Neuhieren, sondern verlangen, daß in der Arbeit des Alltags auch der Geist seine Befriedigung finde. Das alles zwingt zu einer Gesinnung, die in der ruhigen, friedlichen Fortentwicklung das Ziel sieht.

Auf diese Weise haben wir wirtschaftliche Fortschritte erzielt von einer Schnelligkeit und einem Umfange, wie kein anderes Land auf der Welt, so daß neben uns und um uns herum die Reider wie die Pilze aus dem Boden schossen. Und doch trägt selbst der deutsche Imperialismus, der vielverschrieene angebliche Treiber zum Kriege, noch die Blige des deutschen Friedensbedürfnisses an sich. Wo der deutsche

Unternehmer hinkam, war sein Erstes — nicht der völkerunterdrückende Zwang, sondern die kulturelle Aufschließung des Landes. Keinen besseren Beweis dafür gibt es, wie gerade die Bagdad-Bahn, die so sehr im Mittelpunkt der Erörterungen über den Anlaß des Krieges steht. Wären wir Egoisten gewesen und hätten wir nur an den eigenen Vorteil gedacht, der sich gegebenenfalls in der Welt durchzusetzen hätte — wie wäre es dann zu verstehen, daß vor dem Kriege die aufstrebendsten Völker sich rühmten, bei uns in die Schule gegangen zu sein? In Japan, in Italien, in Rumänien und anderen Staaten gibt es unter den Besten des Volkes viele, die sich schämen, weil sie mit Deutschland, ihrem Lehrer, in Feindschaft stehen.

So haben wir zugleich am Aufstieg des eigenen Volkes und an demjenigen der ganzen Menschheit gearbeitet. Wir kamen überall hin als die Friedensbringer. Und die anderen? Man sehe sich die Korruption und die Bestechung an, die beispielsweise in Oesterreich von Rußland und von anderen Ländern und ebenso auf dem Balkan betrieben wurden, um die Völker von den Pflichten gegenüber ihren eigenen Regierungen abspenstig zu machen. Man halte das eheliche Schuldbekenntnis des Reichskanzlers über die unglückselige Not des Einbruches in Belgien dem gegenüber, was unsere Feinde an Griechenland tun, um das Volk auf einen politischen Tiefstand ohnegleichen zurückzuführen, dann tritt die Eigenart unseres Valtens in der Welt so glänzend hervor, daß keine Geschichtslüge den Glanz jemals wird verdunkeln können. Und man halte dann ferner gegenüber, wie unsere Presse vor dem Kriege und während desselben ihre Aufgaben aufgefaßt hat und wie jene des uns feindlichen Auslandes es tat und heute noch tut. Heute wird kein Schleier mehr vor die Triebkräfte gezogen, die auf jener Seite im Kriege wirksam sind. Heute sehen wir, wie allmählich durch die gegenwärtige Presse in deren Völkern der Neid groß gezogen wurde, bis er sich in einem unauslöschlichen Haß auslösen mußte. Bei uns dagegen tritt das Volk den Nidern, aus denen der Haß spricht, mit tiefster Entrüstung entgegen. Wir würden denjenigen von uns abschütteln, der, wie es im feindlichen Auslande neuerdings wieder geschieht, verlangt, daß immer wieder aufs neue feurige Kohlen zusammengesammelt werden, um den Haß gegen Deutschland aufzublühen und zur Flamme emporlodern zu lassen. Wir machen uns Gewissensbedenken darüber, daß wir bei unseren Luftangriffen leider auch Frauen und Kinder töteten und verletzten. Die Gegner dagegen haben sich die Aushungerung des deutschen Volkes, d. h. seiner Männer, aber auch der Frauen und Kinder zum Ziele gesetzt, und sie verfolgen dieses Ziel mit der ganzen ihnen eigenen Bosheit und Fähigkeit.

So liegen die Dinge auf der einen und auf der anderen Seite. Von Deutschland, das sind wir gewiß, wäre niemals der Krieg ausgegangen. Tausende Gründe beweisen das. Und nur, weil dem so war, konnte jene vaterländische Ergriffenheit über uns ergehen, wie wir sie in den Tagen der Mobilmachung zu verzeichnen hatten. An diese Zeit müssen wir zurückdenken, wenn wir uns über die Bedeutung der uns umgebenden Sachlage klar werden wollen. Aus jedem Deutschen sprach damals die unerschütterliche Ueberzeugung, daß von uns der Schrecken dieses Krieges nicht ausgegangen sei. Darum auch konnten wir uns mit reinem Gewissen in diesen Krieg hineinbegeben und nur aus diesem Boden konnte jene Begeisterung quellen, die uns in Wahrheit zu einem Volk von Brüdern vereinigte. Der 1. August 1914 war ein Strich unter die bisherige Geschichte Deutschlands. Es war das ein Rechnungsabluß. Und der eiserne Wille des ganzen Volkes, zusammenzustehen bis zum letzten Hauch von Mann und Roß, zeigte, daß die Vorgeschichte des Krieges auf Deutschland nicht den Schatten eines Makels werfen kann.

## Ein schweres Straßenbahn-Unglück

ereignete sich in Breslau am 30. Oktober. Ein Wagen der Linie 6 fuhr einem Anhänger der Linie 11 in die Seite und warf ihn um. Acht Personen wurden schwer verletzt und der Schaffner des Anhängewagens verunglückte tödlich. Der Fahrer des Motowagens, ein sechzigjähriger Mann, seit 28 Jahren bei der Straßenbahn beschäftigt, wird beschuldigt, das Unglück dadurch verschuldet zu haben, daß er mit voller Geschwindigkeit die Kreuzung überfahren und an der davor liegenden Haltestelle nicht gehalten habe. Er wurde sofort verhaftet. Als Entschuldigung gibt er an, infolge Versagens der Bremse habe er die Gewalt über den Wagen verloren. Die „Schlesische Volkszeitung“, die einen Bericht über das Unglück bringt, sagt anschließend hieran folgendes:

Zu diesem Bericht möchten wir — ohne natürlich dem Resultat der Untersuchung vorgreifen zu wollen — bemerken, daß die Aussage des Motorführers deshalb von vornherein nicht unglaublich klingt, weil ein sogenanntes „Schlittern“ der Wagen gerade bei der Linie 6 in der letzten Zeit öfters zu bemerken war. Es konnte verschiedene Male beobachtet werden, daß Wagen bei den Haltestellen weit über das Ziel hinausjausten, trotzdem Sand gestreut war. Das legt die Frage nahe, ob denn auch der Instandhaltung der Wagen die größte Aufmerksamkeit zugewendet wird. Wir verkennen die Schwierigkeiten der Aufrechterhaltung des Straßenbahnbetriebes in der jetzigen Zeit keinesfalls. Aber wir sind der Ansicht, daß oft mehr auf Kleinigkeiten gesehen wird, als notwendig ist, und daß es besser wäre, die Kraft und Zeit dafür wichtigeren Dingen zuzuwenden. Da der Wagenverkehr auf der Linie 6 seit Kriegsausbruch ein beschränkter ist, der Personenverkehr infolge des Zustroms von und nach dem Hauptbahnhof aber keineswegs abgenommen hat, so sind Verspätungen nicht nur an der Tagesordnung, sondern sie erscheinen unvermeidlich, besonders angefaßt der auf der Strecke an und für sich bestehenden Schwierigkeiten. Ist es daher wirklich notwendig, daß bei einigen Minuten Verspätung der Kontrolleur mit der Uhr in der Hand das Fahrpersonal zur Eile anspornt oder durch Zuredenstellen die Verspätung noch vergrößert? Und dann noch eine Frage an die Verwaltung: Ist es richtig, daß die Motorführer durch Lohnabzug ge-  
traft werden, wenn Verspätungen eintreten?

Das sind alles Dinge, die im öffentlichen Interesse besprochen werden müssen. Das geschieht übrigens nicht zum ersten Male. Wir haben bereits in Nr. 3 der „Schlesischen Volkszeitung“ vom Dienstag, den 4. Januar ds. Jz., im Anschluß an eine Zuschrift, in welcher die Verhältnisse auf der Linie 6 geschildert wurden, bemerkt, ob es denn hier erst zu solchen Unglücksfällen kommen muß wie in Berlin, ehe Abhilfe geschaffen wird. Mag die Untersuchung der Schuldfrage an dem schweren Unglück am Montag ausfallen, wie sie will, so viel ist jedenfalls sicher — es gibt auf der Linie 6 wichtigere Mißstände zu beseitigen als derjenige, der von den kontrollierenden Beamten darin erblickt wird, daß bei großem Andrang sich jemand erkühnt, an den Platz zu stellen, der in der Friedenszeit ausdrücklich für die Schaffner reserviert wurde. Dazu kommt noch, daß das System der Geldstrafen in Form von Lohnabzügen — auch bei Schaffnern und Schaffnerinnen — eine stehende Nervosität hervorruft, was der Sicherheit des Betriebes zweifellos nicht dienlich ist.“

Und die „Breslauer Zeitung“ schreibt:

„Die Linie 6 ist in ihrem Laufe vom Ring nach der Subenstraße reich an scharfen Kurven, die zu erheblicher Verlangsamung der Fahrt zwingen. Dadurch entsteht natürlich Zeitverschwendung, die bei gerader Fahrt tunlichst einzuholen ist, denn es bestehen scharfe Vorschriften über die Fahrtdauer, und der Kontrolleur spart nicht mit Vorwürfen, wenn der Zug im Debot mit Verspätung einläuft. Neuerdings hat man auch zu dem bedenklichen Mittel von Lohnabzügen als Strafe für Verspätungen gegriffen und damit eine Nervosität unter den Führern erzeugt, die vielleicht auch bei dem Unglück vom 30. Oktober verhängnisvoll mitgewirkt hat. Gegenwärtig bilden eine sehr umfangreiche Straßenreparatur an der Garten- und Bohrauerstraße und die Nachbesserungen mit dem Wasserrohrbruch auf der Ohlauerstraße verkündeten Arbeiten erhebliche Hindernisse für mehrere Straßenbahnlinien. Aber während die Gürtelbahn und die Linien 19, 5 und 18 nur je einmal von dem damit verbundenen Zeitverlust betroffen werden, ist es bei Linie 6 zweimal der Fall. Und deswegen sind die Wagenführer noch mehr gezwungen, Fahrversäumnis durch beschleunigtes Tempo aufzuholen.“

Nach diesen Ausführungen zu schließen, scheinen ja auf der Breslauer Bahn auch nach Uebernahme durch die Stadt noch die

alten Zustände, wie sie bei der ehemaligen Gesellschaftsbahn gang und gäbe waren, noch nicht beseitigt zu sein. Schon im Jahre 1910 hat unser Bruderverband der Hilfsarbeiter, dem die Straßenbahner damals angeschlossen waren, einen erbitterten Kampf um die Beseitigung der oben angegebenen Mißstände und um bessere Entlohnung mit der Gesellschaft geführt. Es gelang auch damals neben einer erheblichen Gehaltserhöhung eine Reihe sonstiger Verbesserungen zu erzielen. Anstatt aber allen Versuchen der Direktion, die Kollegen auseinanderzureißen, manhaft zu widerstehen, ließen sie sich einlullen und kehrten dem Verbands feige den Rücken. Die Folge davon ist, daß die damals beseitigten Mißstände wieder einreizen konnten, die heute womöglich wesentlich dazu beigetragen haben, daß heute einem alten Manne von 60 Jahren die Verantwortung für das Leben und die Gesundheit der Fahrgäste mit aller Strenge des Gesetzes zum Bewußtsein gebracht wird.

Auch wir wollen der Untersuchung nicht vorgreifen. Nur das eine darf gesagt werden, der energische Kampf der gewerkschaftlichen Organisationen gegen die bezeichneten Mißstände ist ohne Zweifel sehr geeignet, die Betriebssicherheit zu erhöhen und den Kollegen die größte Verantwortung tragen zu helfen.

## Rundschau.

**Auszeichnung.** Für ihr tapferes Verhalten vor dem Feinde wurden mit der Verleihung des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet die Kollegen Franz Stommel, Kassierer der Ortsgruppe Essen; Christian Henseler, Ortsgruppe Cöln, Straßenbahner; Ludwig Heilig und Thomas Winhl, Ortsgruppe Mannheim, Straßenbahner. Kollege Oskar Kömpl, Kassierer der Ortsgruppe München, erhielt für besondere Tapferkeit das Bayerische Verdienstkreuz unter Beförderung zum Gefreiten.

Der Sekretär des Ortskartells der christlichen Gewerkschaften in Cöln, Kollege Jakob Kaiser, erhielt, nachdem er schon bereits mit dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse ausgezeichnet und zum Vizefeldwebel befördert war, nunmehr das Eiserne Kreuz erster Klasse.

Unseren herzlichsten Glückwunsch. Möge ihnen allen eine glückliche Heimkehr beschieden sein.

## Volkswirtschaftliches und Soziales.

**Die Schraube ohne Ende.** Der Abgeordnete Arndstadt sagte am 13. Oktober im Reichstag, es sei ein Unding, den Preis der Kartoffeln dauernd niedriger als den Futterwert der Kartoffeln zu halten. Wohlgermerkt sagt er das zu einer Zeit, wo dem Landwirte die Speisefartoffeln mit 4.— Mark bezahlt werden. Also: weil das Schweinefleisch hoch im Preise steht, ist die Futterkartoffel wertvoll, und deshalb muß die Speisefartoffel von rechtswegen noch teurer bezahlt werden. Wenn das dann glücklich erreicht ist, verweist man darauf, daß man die Schweine mit den wertvollen Kartoffeln füttern müsse, und fordert nun natürlicherweise höhere Schweinepreise. Sobald aber diese festgesetzt sind, kann das schöne und gewinnbringende Spiel von neuem beginnen. Und das Ganze nennt man im Brusttone der Ueberzeugung nationale Kriegswirtschaft, allein imstande, uns das Durchhalten zu ermöglichen.

Ein neues Kriegsamt mit dem bisherigen Chef des Feld-eisenbahnwesens, Generalmajor Gröner, an der Spitze, ist in Berlin errichtet worden. Ihm liegt es ob, für die Herstellung von Munition und Kriegsmaterial zu sorgen, die

erforderlichen Arbeitskräfte dafür zu gewinnen und zu ernähren. Diese Maßnahme bedeutet, daß demnächst das Wirtschaftsleben noch weit mehr wie bisher den Kriegszwecken dienstbar gemacht wird.

## Arbeiterbewegung.

Das neue Programm der christlich-nationalen Arbeiterbewegung und die Unternehmer. In der Nummer 43 der Arbeitgeber-Zeitung, dem Organ der Arbeitgeberverbände, wird dasselbe ziemlich abfällig beurteilt. Das war voraussehen. Bemerkenswert ist jedoch, was sie an dem Programm auszuweisen hat. So lobenswert auch die Hervorhebung der christlichen und sittlichen Lebensideale der Arbeitgeber-Zeitung erscheint, so hätte doch ihrer Ansicht nach „eine programmatische Festlegung solcher Grundsätze, wenn sie ganz ehrlich und ohne jeden Nebengedanken aufgestellt war, die wahren Gebote des Christentums über Eintracht und Friede, über das Wesen der Arbeit, über Frugalität und Genügsamkeit deutlicher zum Ausdruck bringen können! Eine glatte Absage an den Klassenkampf, ein Verständnis für die wirklichen Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens, das nicht auf der Gleichheit der einzelnen, sondern auf einer willig anerkannten Ungleichheit beruht, findet sich auch in diesem Programm nicht, und jedenfalls erscheinen die Rundgebungen derjenigen Arbeitervereine, die grundsätzlich für Frieden und Verständigung eintreten, mehr von christlichem Geiste erfüllt, als eine Erklärung, die darauf abzielt, daß, „wo es die Umstände erfordern, alle Forderungen (und es sind deren nicht wenige) mit voller Entschiedenheit“ durchgeführt und durchgefochten werden sollen.“

Hierzu schreibt das Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften in seiner letzten Nummer:

Auf eine kurze klare Formel gebracht heißt das: weil die christliche Arbeiterbewegung wirtschaftliche Forderungen stellt und sie mit Entschiedenheit durchsetzen will, erscheint sie den Kreisen der „Arbeitgeber-Zeitung“ hinreichend verächtlich. Nur die wirtschaftsfriedlichen Organisationen können vor ihren Augen Gnade finden. Die christliche Arbeiterschaft hat bei der Aufstellung des Programms auf Zustimmung aus diesen Kreisen nicht gerechnet und wird aus der vorliegenden — übrigens recht inhaltlosen — Kritik ersehen, daß sie nach wir vor auf dem rechten Weg ist.

## Feldpostbriefe.

### Im Schützengraben.

Gegen Mitte September hieß es im Feldrekruident Depot in B., jetzt sei auch unsere Zeit gekommen, zu zeigen, was wir könnten. Da ging ein großes Raten los, wohin es wohl gehen werde. Die einen sagten nach Rußland, anderen nach Galizien, wieder andere nach Rumänien, Italien oder nach der „Sommerfrische“. Letzteres der Spitznahme für die Somme, allwo seit drei Monaten die grauigste Schlacht tobt, die die Weltgeschichte je gesehen. Dann hieß es wieder, die ganze Division werde verlegt. Doch fürs erste blieb alles beim Alten, wenn auch manche Anzeichen auf eine bevorstehende Aenderung hinviesen. So wurde z. B. der Urlaub gesperrt. Trotzdem wurde in Ausnahmefällen solcher noch gewährt. Auch ich gehörte zu denen, die wegen Zeichnung der Kriegsanleihe einige Tage Urlaub erhielten (vom 23.—27. Sept.), vier Tage einschließlich Hin- und Rückfahrt, was allerdings äußerst knapp war. Doch man muß auch mit wenigem zufrieden sein. Die Heimfahrt ging mit planmäßiger Pünktlichkeit vor sich, 12 Stunden Bahnfahrt. Dagegen nahm die Rückfahrt volle 18

Stunden in Anspruch, so daß ich die Nacht in einem Massquartier bleiben mußte und erst am anderen Tage zu meinem Bestimmungsort gelangen konnte. In der Zwischenzeit waren feindliche Flieger, zumal Nachts über unserem Quartier gewesen und hatten Bomben abgeworfen, die ganz in nächster Nähe einschlugen, ohne aber Schaden anzurichten. Diese häufigen Fliegerbesuche sollten auf Verrat eines Überläufers zurückzuführen sein. In den ersten Tagen des Oktobers machten die Franzosen auf dem nächsten Frontabschnitt einen so energischen Vorstoß, daß auch unser Depot alarmiert wurde. Nach mehreren Stunden Bereitschaft schien die Gefahr überwunden, denn wir konnten wegrücken. Die anderen gingen zur Ruhe, ich zog auf Wachtposten. Die folgenden Tage folgte wieder ein Appell dem anderen, bis endlich am 7. Oktober der ständigen Ungewißheit ein Ende bereitet wurde. Zur dienstlichen Mitteilung, daß am Montag, den 9. Oktober, vormittags 7,15 Uhr alles (mit wenigen Ausnahmen) feibmarschmäßig anzutreten habe. Zum angegebenen Zeitpunkt steht die Kompanie im weiten Hinterhofe und noch verschiedene andere marschieren auf. Endlich kurz vor 9 Uhr rücken wir ab, und machen gegen 10 Uhr in einem größeren Orte E. Rast. Jetzt findet die Verteilung der Mannschaften auf verschiedene Regimenter statt. Dabei komme ich zum Regiment 210, einem pommerschen. Auf einer großen Wiese wird dann gelagert, gegen 2 Uhr Essen aus der Feldküche empfangen und um 5 Uhr rückt das 2. Bataillon, zu dem ich jetzt gehöre, zur Ablösung in Stellung. Erwähnen will ich vorerst noch, daß unser Regimentskommandeur, Herr Major B., gegen 1/2 1 Uhr uns besuchte und in zu Herzen gehenden Worten das ruhmreiche, tapfere Verhalten des Regiments an der Somme pries und uns zu gleich tapferem Verhalten ermahnte. Daß er dabei gleichzeitig des schwierigen Daseins unserer Lieben zu Haus gedachte und uns stets ein gerechter, wohlwollender Vorgesetzter zu sein versprach, brachte ihn unserem Herzen näher. Solche freundlichen Worte waren unseren Ohren bisher fern geblieben. Um so dankbarer wurden sie allgemein von uns aufgenommen. — Auf Umwegen geht es zur Stellung. Auf halbem Wege, gegen 9 Uhr abends, werden noch zuerst die Gasmasken verpaßt und geprüft. Diese sind im heutigen Kampfe wichtiger als das Gewehr. In der Kampfeszone sind sie die unzertrennlichen Begleiter der Truppen. Es ist strikter Befehl, sie stets bei sich zu haben. Gegen 12 1/2 Uhr nachts langen wir in unserer Stellung an. Wir kommen in einen tiefen Unterstand, der nur auf Händen und Füßen kriechend zu erreichen und zu verlassen ist. Aufrecht zu stehen ist mir auch nicht möglich, da die Decke höchstens 1 Meter hoch ist. Es ist feuchtwarm da drinnen. Als Licht dient eine Kerze, die Karbidlampe ist nicht intakt, elektrisches Licht gibt es noch nicht. Hier hausen wir zu 5 Mann, trotzdem ist Platz angeblich für 10. Wir wissen jetzt kaum aneinander vorbei zu kommen, was würde das bei einer vollen Besetzung sein? Doch zu solchen Grübeleien ist jetzt keine Zeit. Tobmüde von dem aufregenden Marsche suchen wir unser Lager auf. Es ist ein dünngefüllter Strohsack, der auf eisernen Querstäben liegt. Am nächsten Tage wird sich häuslich eingerichtet und die nähere Umgebung, d. h. der Graben in genauen Augenblick genommen. Wir liegen in zweiter Stellung. Unsere Aufgabe ist es nun, Arbeitsdienst zu verrichten. Am folgenden Tage wird um 4 Uhr vorm. aufgestanden, um 1/5 zur Arbeit anzutreten. Bis 11 Uhr müssen wir dann, zu 2 oder 4 Mann, je nach dem Gewicht, Eisenbahnschienen in die vordere Stellung tragen, die dort zum Bauen von Unterständen verwandt werden. Trotz der angeblich ruhigen Stellung wird hin und her geschossen, vorwiegend Artillerie-Minen- und Maschinengewehrfeuer. So sind manche Unterstände und Grabenteile in diesem Abschnitt zerstört worden. Am gleichen Abend treten wir wieder um 7 1/2 Uhr an. Jetzt geht es an einen anderen Abschnitt, dem wir Grabenholz zubringen müssen. Dabei ist hier wie dort ein Weg von über 1/2 Stunde durch den engen Graben zurückzulegen. Auf der einen Schulter Gewehr und Gasmaske, auf der anderen Baumaterial. So ziehen sich bei hellem Mondenschein lange Reihen

durch den Graben. Der Eingang dazu liegt versteckt im Walde. Es geht vorbei an Blockhäusern, schönem Baumbestand und Liefrungen. Da ändert sich das Bild. Eine weite Straße sind Wald und Graben zerstört, zerfetzte, zerstückelte Bäume, ohne Krone, ohne Äste und Zweige ragen gespensterhaft in die Lüfte. Einige haben sich euer über den Graben gelegt, diesen bei ihrem Fall zerstörend. Auf einen Baum klettert gerade eine Raçe und hält Umschau, gleichsam, als ob sie nach dem Feinde ausspähen wollte. In der vorderen Stellung, allwo wir unsere Bürden abladen, sieht es auch schlimm genug aus. Nichts mehr ganz, alles ein wüster Schutthaufen, so daß man denken möchte: Ist daraus noch wieder etwas Gescheites zu machen? Doch es wird gemacht. Hunderte Arme und Hände sind dafür tätig. Und es gelingt ihnen, wenn es auch viel Mühe und Schweiß kostet. Bei diesen Grabenkämpfen hat man Gelegenheit, sich auch den Postendienst anzusehen. Da stehen sie auf der Wacht. An jeder Brustwehr je einer, zwei oder mehr Posten und spähen unentwegt nach dem Feinde aus. Am Tage bedienen einzelne besondere Spiegel, durch die der feindliche Graben genau beobachtet werden kann. Jede Bewegung ist deutlich zu sehen. Bei Dunkelheit wird das Kampfgebiet durch Leuchtflugeln taghell fast ununterbrochen erleuchtet. So ist der Dienst im Graben genau geregelt. Die vordere Stellung versteht den Postendienst, die hintere (zweite) den Arbeitsdienst. Beide Stellungen sind natürlich eng miteinander verbunden durch Laufgänge. Es ist nicht gerade leicht, sich in einem solchen Gewirr von Gräben zurechtzufinden, man kann sich leicht verirren. Daher sind auch besondere Bezeichnungen angebracht, wofür meist Ortsnamen gebraucht werden. Das Verhältnis zwischen Mannschaften und Vorgesetzten ist hier ein viel besseres wie in den Rekrutendepots. Dazu ist auch, die Verpflegung meist besser. - Beides trägt natürlich nicht wenig dazu bei, die Stimmung der Tapferen zu heben und über manche Schwierigkeiten und Strapazen leichter hinwegzuhelfen, das haben mir alle Kameraden einmütigt bestätigt, die ebenso wie ich über diese Veränderung sich sichtlich erleichtert und gehobener fühlten. Unser Dienst im Graben dauerte vorerst nur wenige Tage, da die Kompanie durch eine andere abgelöst wurde und für 14 Tage in Ruhe ging. Der Dienst im Graben aber geht in gleicher Weise Tag und Nacht ohne Unterbrechung weiter, bis zu dem Tage, wo die Friedensglocken läuten.

Peter Dedenbach.

### Briefkasten.

An meherer Einsender. Verschiedentlich gehen der Schriftleitung Gratulationen zur Hochzeit, Beschäftigungsjubiläum usw. zu, mit der Bitte, diese im Organ aufzunehmen. Leider kann diesem Wunsche keine Rechnung getragen werden. Das Organ kann grundsätzlich nur Beiträge bringen, die ein gewisses Interesse für sämtliche Mitglieder beanspruchen können. Wir meinen auch, die Ehrung der betreffenden Kollegen kann eindrucksvoller und zu Herzen gehender in den Versammlungen vorgenommen werden, wie durch ein paar tote Buchstaben in der Zeitung.

Infolge der Papierknappheit und der hohen Druckkosten mußte leider eine Einschränkung in dem Umfange unseres Organs für die Dauer des Krieges vorgenommen werden, so daß der Raum uns schon für manchen Artikel oder Notiz, deren Veröffentlichung im Interesse der Kollegen wünschenswert wäre, unterbleiben muß.

Die Schriftleitung.

### Verbandsnachrichten.

Vom dritten Quartal haben weiter abgerechnet die Ortsgruppen Grefeld, Würzburg (G), Starnberg, Siegen, Wiesbaden, Cleve, Leipzig, Konstanz, Hannover, Heidelberg, Rietriching, Nürnberg, Freiburg, Baden-Dichtenthal, Rosenheim, Gildesheim und Bochum.

Der Zentralvorstand.

S. A.: Heinz Sidmann.



### Gedenktafel.

Gestorben sind die Mitglieder

**Georg Mayer, München.**

**Michael Eder, München.**

**Josef Neumayer, München.**

**Johann Bayer, München.**

Ehre ihrem Andenken!



Es starb den Heldentod für König und Vaterland

**Franz Johann Hätteil,**

Mitglied der Ortsgruppe Freiburg.

Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.



# Deutsche Volksversicherung

des

## Zentralverbandes der Gemeindearbeiter und Strassenbahner Deutschlands